

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie  
= Swiss journal of sociology

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

**Band:** 3 (1977)

**Heft:** 3

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Bibliographie critique

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

BUCHBESPRECHUNGEN  
BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE

---

*Zwischen Identität und Entfremdung.  
Die Hochschule als Ort gestörter  
Kommunikation.*

Peter Beck  
(R. Hettlage)

*Inégalité - inégalités.  
Analyse de la mobilité sociale.*

Roger Girod avec un  
groupe de recherche  
(R. Boudon)



Peter Beck

*Zwischen Identität und Entfremdung.  
Die Hochschule als Ort gestörter Kommunikation.*

Aspekte Verlag, Frankfurt, 1975, 278 S.

1. Der Autor, als Soziologe in der akademischen Berufsberatung tätig, hat es sich zum Ziel gesetzt, den spezifischen Sozialisationskontext der Hochschule als "Lebenswelt empirisch handelnder und leidender Subjekte" (7) zu untersuchen. Leiden ist hier ganz im wörtlichen Sinn gemeint, denn von seiner tagtäglichen Beratungspraxis kann Beck nicht an der Tatsache vorbeisehen, dass "unserre Hochschulen ihren Studenten ein beträchtliches Mass an Leiden zufügen" (7). Er will deshalb auf die "pathogene und pathologische Struktur" der Universitäten aufmerksam machen, um einerseits die Notwendigkeit intensiverer Studienberatung zu untermauern, andererseits den Studenten Ansätze zu zeigen, um zur Mündigkeit zu gelangen (8).
2. Wegleitend für dieses anspruchsvolle Programm ist ihm die Ueberlegung, dass Sozialisation als symbolisch vermittelter Interaktionsprozess nur gelingen kann, wenn die objektiv vorgegebenen, institutionellen Interaktions- und Kommunikationsstrukturen mit der subjektiven Interpretation aller Beteiligten zur Deckung gelangen. Bricht dieser Vermittlungsprozess ab und wird die objektive Struktur alleinbestimmend, dann führt dies zwangsläufig zu Identifikationsverlust und Entfremdung. Beck bedient sich dabei der Habermas'schen Dichotomie von Arbeit und Interaktion. Er übernimmt weitgehend unreflektiert dessen Auffassung, dass Arbeit als instrumentales Handeln "... unter den Bedingungen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse stets schon Entfremdung in sich schliesst", Chancen zur Emanzipation in diesem Bereich also kaum gegeben sind (9). Davon soll sich Interaktion als reflexives, kommunikatives und allein emanzipatorisches Handlungsmuster abheben. Die Hochschule als "vorproduktiver Bereich der Gesellschaft" (10) ist dem Interaktionsbereich zuzurechnen, so dass von deren nicht unmittelbar im Arbeitsvollzug stehenden Mitgliedern vielversprechende, wenn nicht die einzigen gesellschaftlichen Emanzipationsleistungen zu erwarten sind (29). (Wie weit dies allerdings mit der von Beck selbst zitierten Aussage in Einklang gebracht werden kann, dass die Wissenschaft heutzutage die bedeutendste Produktivkraft geworden sei (Adorno), wird nicht weiter verfolgt).

3. Man würde nun erwarten, dass der Autor nunmehr die Lebenswelt des Studenten darstellt und zeigt, ob sie dem emanzipatorischen Anspruch genügen kann. Statt dessen bemüht er sich erst einmal darum, eine umfangreiche soziologische Identitätstheorie zu entwerfen, an der dann die Verzerrungen im Bereich der Hochschule deutlich gemacht werden sollen. Allerdings erscheint dies, dem Aufbau der Arbeit nach, wie ein Exkurs. Dieser ist zwar theoretisch gehaltreich und stilistisch ansprechend geraten, doch nimmt er einen so grossen Raum ein (100 S.!), dass der eigentliche Argumentationsfaden über weite Strecken aus dem Blick gerät. Er ist auch deswegen zu lang, weil im Grunde für den folgenden, eigentlichen Hauptteil nur die Erkenntnis mit hinübergenommen wird, dass da, wo Kommunikation den Beziehungsaspekt zugunsten des Inhaltsaspekts vernachlässigt (Watzlawick), Entfremdung die Folge sein muss. Dieser an sich richtige Ansatz, hätte allein mit der Watzlawick'schen Theorie begründet werden können, ohne die Argumentation gleichzeitig mit einer breiten Darstellung der Identitätskonzepte von Erikson, Parsons, Mead, Goffmann u.a.m. zu belasten. Hinzu kommt eine Darlegung der Begriffe "Situation", "Rolle", "Biographie", deren Stellenwert keineswegs zwingend erscheint. Man hat eher den Eindruck, als wollte der Autor vordringlich seine theoretische Kompetenz dokumentieren.
4. Erst nach diesem langen Vorspiel wendet sich Beck seiner eingangs gestellten quästio zu: den Störungen im universitären Kommunikationsprozess und damit bei der studentischen Identitätsgewinnung. Dazu wird dem Leser in einer Sekundäranalyse das bisher vorliegende Material zur Studiensituation an deutschsprachigen Universitäten ausbreitet. Wiederum wird der Leser erst auf ein Nebengeleise geführt, das historische Verhältnis von Gesellschaft und Universität, bevor das eigentliche Thema auf den letzten 100 Seiten in Angriff genommen wird.

Dabei ist der Argumentationsaufbau keineswegs durchsichtig. Empirische Befunde und theoretische Interpretationen scheinen etwas wahllos aneinandergereiht. Eine systematische Ordnung wäre dem Leser dienlich gewesen. Im Kern argumentiert Beck auf drei Ebenen:

- Als erstes stellt er die Rollenwidersprüche des Studenten und die Statusinkonsistenzen dar, die der Identitätsgewinnung im Wege stehen: Seinem sozialen Prestige stehen Berufsprobleme, schwierige Einkommenslage, Nivellierungstendenzen u.a.m. gegenüber. Der Student steht in einem vorproduktiven Schonraum, einem Moratorium (S. 158) mit aufgeschobenem Realitätsschock, sozialer Exterritorialität, Unmündigkeitserlebnissen und infantilisierender Machtlosigkeit (S.159) bzw. erzwungener Regression (S.160) (Phänomen der Sozialadoleszenz).

Die Nachteile des Studentendaseins wiegen, so folgert er, schwerer als dessen Vorteile.

- Dann wendet sich Beck der besonderen Studiensituation selbst zu, mit ihren unterschiedlichen Zeitperspektiven (Divergenz Hochschullehrer / Student) und vor allem der ritualisierten Kommunikation bei Prüfungen und Vorlesungen (S.208ff.), Prüfungen, die mehr die Angsttoleranz des einzelnen als dessen Fachwissen messen (S.234).(!) Auch dies führt zur Identitätsfrustration und -diffusion sowie zur politischen Ideologisierung als Identität ersatz (S. 155, S.249ff.).
  - Die Hochschule bedeutet für den Studenten heute deswegen eine ausgesprochene Stress-Situation (S.184), die sich in einem erstaunlich hohen Mass als psychische Störung niederschlägt. (Vgl. dazu auch: Grossart-Matyczeck R.: Die Revolte der Gestörten. Heidelberg, 1975, der leider von Beck nicht erwähnt wird). Dieser Tatsache ist man sich meist nicht bewusst. Immerhin gehen manche ernstzunehmende Schätzungen dahin, dass bis zu 1/3 der Studenten (BRD) als psychotherapeutisch behandlungsbedürftig anzusehen sind, womit der Berufsberatung und Hochschulpsychiatrie eine Zukunftsaufgabe zufällt. Daraus ist nach Beck abzuleiten, "dass die moderne Hochschule ihre Funktion als persönlichkeitsbildender psychosozialer Schutzraum endgültig verloren hat." (S.207).
5. All dies wirkt sich auf Studienverlauf und -erfolg negativ aus, wie zu belegen ist:
- an der hohen Zahl der Fachwechsler nach durchschnittlich ca. 3,6 Semestern (!) (18% für beider Zürcher Hochschulen),
  - an der teils dadurch mitbedingten hohen Totalstudien-dauer,
  - und an der hohen Zahl der Studienabbruchquoten (jeder 5. Studienanfänger an den Zürcher Hochschulen).
6. Man legt die Arbeit von Beck etwas zwiespältig aus der Hand: Sie breitet auf der einen Seite sicher interessantes bildungssoziologisches Material aus und versucht es auch theoretisch abzustützen.

Auf der anderen Seite wird aber deutlich, dass die Theorie in einem Missverhältnis zu deren Verwertung im empirischen Teil steht. Zudem fragt man sich, was an dieser Arbeit wirklich neu ist, zumal die Ergebnisse auf einer Kompilation anderer Studien beruhen und die praktischen Vorschläge kaum über allzu Bekanntes (wenn auch wenig Beherzigtes)

wie Auflockerung der Vorlesung, Tutoren, Gruppenbildung, Praktika, Lernziele, kumulatives Prüfungssystem etc. hinausgehen.

Es wäre dem Leser und den Studenten (vgl. Punkt 1) mehr gedient gewesen, wenn Beck sich diesen Fragen intensiver zugewendet hätte. Leider greift der Autor auch die anfängliche Hypothese des studentischen Emanzipationspotentials nicht mehr ausdrücklich auf und überlässt es dem Leser, die negativen Schlussfolgerungen selbst zu ziehen. Dies impliziert immerhin weitreichende Aspekte, etwa den, dass es entweder keine emanzipatorische Gruppe in der Gesellschaft gibt (oder geben kann), oder dass die Dichotomie von Arbeit und Interaktion so zwingend auch wieder nicht ist. Eine Stellungnahme des Autors wäre nach so viel theoretischer Vorarbeit höchst wünschenswert gewesen.

Da die Dringlichkeit des Fragenkomplexes dieser Arbeit aber im allgemeinen zu oft verkannt oder heruntergespielt wird, ist diese Arbeit dennoch gerechtfertigt. Beck trägt dazu bei, dass man sich die Problemlage erneut vergegenwärtigt. Man legt dieses Buch in dieser Hinsicht zweifellos gedankenvoll und (als Lehrender) mit neuen Vorsätzen beiseite. Werden in Zukunft keine Antworten auf die Grundfrage dieser Arbeit gegeben, dann könnte sich Becks Buch vielleicht bald als eine treffende Begründung für und Vorschau auf eine weitere studentische Protestwelle erweisen.

Robert Hettlage  
Unterer Batterieweg 140  
4059 Basel

Roger Girod avec un groupe de recherche

*Inégalité - inégalités.*  
*Analyse de la mobilité sociale*

Presses Universitaires de France, collection "Sociologie d'Aujourd'hui", Paris, 1977, 183 p.

Avec Inégalité - inégalités, la littérature en langue française sur la mobilité sociale s'enrichit d'une contribution importante. Résultats empiriques, réflexions théoriques et méthodologiques, indications de nouvelles pistes de recherche viennent s'y combiner, donnant à l'ouvrage un intérêt général par delà le champ particulier d'observation qu'il explore.

Un contact même superficiel avec la littérature aujourd'hui imposante, relative à la mobilité sociale, révèle qu'une bonne partie de cette littérature (pour ne pas dire la quasi totalité) est caractérisée par deux limitations au moins: elle s'intéresse exclusivement à la mobilité masculine et entend la qualitatif "social" en un sens restrictif, au sens de socio-professionnel. Roger Girod a estimé que ces deux limitations (et d'autres que j'évoquerai ensuite) indiquaient comme d'elles-mêmes des pistes de recherche à explorer.

Ainsi, le chapitre II du livre (l'inégalité des chances selon le sexe) explore les riches données dont dispose l'équipe de Genève (cohorte de 2500 filles et garçons environ représentant l'échantillon exhaustif des sujets nés à Genève entre le 1er septembre 1942 et le 31 août 1943) du point de vue des différences de mobilité entre sexes. Les résultats de l'analyse sont riches et instructifs. Je me contente d'en extraire un, peut-être le plus remarquable, à savoir que si la mobilité (intergénérationnelle) personnelle des femmes apparaît comme très différente de celle des hommes, leur mobilité maritale apparaît comme proche de la mobilité intergénérationnelle des hommes. Ce résultat, qui a été observé dans d'autres contextes, aux Etats-Unis en particulier, est d'une grande importance: la signification socialement différente du mariage pour l'homme et pour la femme vient corriger deux autres différences importantes également constatées par Girod, d'une part le poids plus grand des origines sociales sur le niveau scolaire pour les femmes, d'autre part le "taux de change" (je reprends ici l'expression de Girod) moins favorable aux femmes pour ce qui est de la conversion des diplômes en statut socio-professionnel. Sans aucun doute, ces trois différences sont interdépendantes. Dans les processus de décision complexes que structures sociales et institutions



scolaires proposent aux individus, les "contraintes", pour parler le langage de l'analyse systémique, sont différentes pour l'homme et pour la femme. L'analyse de Girod suggère aussi une stratégie qui serait sans doute aussi instructive que nouvelle: l'observation directe de ces processus de décision.

Egalement prometteuse est l'autre piste que Girod a décidé de suivre au vu des limitations des recherches traditionnelles en matière de mobilité. Refusant ce qui pour beaucoup est considéré comme une évidence, Roger Girod récuse l'assimilation facile et tentante entre mobilité sociale et mobilité socio-professionnelle: changement ou stabilité en matière de statut professionnel, n'impliquent pas de manière mécanique changement ou stabilité par rapport aux dimensions multiples qui, on le sait depuis Max Weber, composent le statut social. Girod consacre à montrer ce point un des chapitres les plus intéressants du livre, le chapitre VI que préparent les deux chapitres IV et V. Dans le chapitre IV (Mobilité économique) Girod étudie à un niveau d'analyse statistique très fin, celui de la carrière économique individuelle, les données dont il dispose. L'analyse porte ici sur un ensemble de près de 1300 cas: il s'agit des chefs de familles au sein desquelles sont nés les sujets de l'échantillon exhaustif de 2500 cas; la différence entre les deux chiffres est due aux phénomènes de "mortalité" (au sens large) propre aux études longitudinales (décès du chef de famille, divorce des parents, etc., cf. p.119). Bien des résultats de ce chapitre sont en eux-mêmes d'un grand intérêt: entre 1950 et 1970, on observe que si les revenus de tous augmentent (il s'agit des revenus déclarés avant impôt en francs constants 1969), cette augmentation est d'autant plus importante que les revenus de 1950 sont plus élevés. Il serait tout à fait précieux de pouvoir mesurer le degré de généralité d'un tel résultat qui n'est pas, bien entendu, spécifique à Genève, et naturellement d'en mieux pénétrer les causes. Un tableau (IV/3) permet d'apprécier la mobilité économique des familles entre 1950 et 1970: on y observe que pour un individu appartenant à un quintile donné en 1950, la probabilité qu'il appartienne au même quintile en 1970 est très inférieure à une chance sur deux. On remarque toutefois ici comme dans d'autres cas un effet protecteur contre la mobilité descendante: les individus appartenant au quintile le plus élevé en 1950 ont à peu près six chances sur dix d'appartenir au même quintile en 1970. Mais il s'agit là d'une estimation maximum de la stabilité (puisque des mouvements peuvent avoir lieu entre les deux périodes).

Le chapitre V (les circonstances), affinant l'analyse de la carrière économique des sujets, met en évidence un point d'une importance capitale, non seulement du point de vue de la sociologie de la mobilité mais également de celui de la philosophie sociale. Il est connu qu'origines sociales, niveau scolaire et bien d'autres variables contribuent aux inégalités d'"arrivée" entre individus. Girod et ses collaborateurs font apparaître une autre source d'inégalités, négligée mais d'importance capitale: la conjoncture ou, comme dit Girod, les "circonstances". Ainsi, en partitionnant la population en quatre catégories d'âge, il observe que, en moyenne, les revenus des individus nés entre 1906 et 1910 doublent de 1955 à 1965. En revanche, les individus nés entre 1911 et 1915 ne connaissent entre 1960 et 1970 (à l'époque où, cinq ans plus tard en moyenne, ils atteignent le même âge que les premiers) qu'une progression de 40% de leur revenu: c'est ici, la date de naissance qui, toutes choses étant supposées égales d'ailleurs, est responsable de cette considérable inégalité. Ces résultats sont porteurs d'une leçon méthodologique générale: peu d'analyses s'efforçant d'"expliquer" le statut socio-professionnel tiennent compte explicitement de cette variable de conjoncture.

Le chapitre VI montre enfin la prudence avec laquelle il faut considérer la notion, pourtant souvent implicitement ou explicitement conçue comme une évidence de la "congruence" entre les diverses dimensions du statut social. Girod montre bien qu'on peut observer une relative indépendance entre les mouvements (ou absences de mouvement) caractérisant la carrière des individus du point de vue des catégories socio-professionnelles et leurs mouvements en termes de niveau de vie: le cumul des avantages et des désavantages, des progressions et régressions est loin d'être une règle stricte ou nécessaire. Cette mise en évidence de la relative non congruence des mouvements en fonction des dimensions du statut est à rapprocher de données plus classiques du chapitre III (Classes, stratification et inégalité des chances) où Girod retrouve à propos de Genève un résultat dont d'autres études ont montré qu'il s'appliquerait à bien d'autres sociétés industrielles avancées. A savoir que la part de variance du statut professionnel et même du niveau d'instruction expliquée par des variables telles que le revenu des parents, le statut socio-professionnel du père ou la fortune des parents (variable plus rarement introduite dans les études de mobilité) est loin d'être considérable. Ainsi, dans le cas où l'influence des trois variables est la plus forte, à savoir dans le cas des femmes, elles expliquent 20% environ de la variance du niveau d'instruction (cf. Tableau III/2). Les résultats obtenus par Girod, malgré la sobriété avec laquelle ils sont présentés, dé-

montrent avec éloquence la faiblesse des analyses qui interprètent les origines sociales comme ayant la force du destin. En filigrane, Girod nous propose de nous éloigner de ce paradigme et de considérer les origines sociales plutôt comme une ressource que le sujet peut convertir en d'autres ressources. Sans doute, le montant des ressources disponibles est-il crucial. Sans doute, le processus de conversion obéit-il comme l'admettrait Girod à des contraintes, par exemple en matière de taux de change. Mais on ne doit pas interpréter ces contraintes comme des sortes d'impedimenta. L'ensemble des contraintes définit seulement le champ à l'intérieur duquel se forment actions et décisions. Faute d'introduire cette distinction, les phénomènes d'indéterminisme et de non-congruence mis en évidence dans Inégalité - inégalités sont difficilement intelligibles.

Je voudrais enfin, sur un plan didactique, souligner l'intérêt méthodologique du livre: quelques exemples judicieusement construits (cf. notamment chapitre IV) illustrent bien par exemple les chausse-trappes auxquelles on s'expose lorsqu'on interprète de manière diachronique des données synchroniques. D'autres pages (cf. notamment chapitre I) analysent bien l'utilité et les limites des différentes méthodes aujourd'hui utilisées dans l'analyse de la mobilité.

Au total, le livre de Girod et de ses collaborateurs me paraît constituer une contribution importante dans le domaine des études de mobilité sociale: aucune réflexion sérieuse, aucun enseignement portant sur ce domaine ne peuvent éviter ce petit livre mince, sobre et dense.

Raymond Boudon  
Dépt. de sociologie  
Université de Genève